Die Diamanten der Großmutter.

(Fortsetzung.)

„Der Kern der Sache ist also: Sie wollen mich von der Bewerbung um Valentine abschrecken, indem Sie mir zeigen, daß sie eigentlich ein armes Mädchen ist und nichts erben wird."

„Würde das allein hinreichen, Sie abzuschrecken?" fragte Max ein wenig ironisch, indem er sich an das andere Ende der Bank setzte.

Gaston rauchte, ohne zu antworten, weiter.

„Es thut mir leid," hub er dann nach einer längeren Pause wieder an, „daß ich all' den für Sie so schlagenden Gründen, wonach Sie in Herrn d'Avelon Ihren Verwandten erblicken, einen völligen Unglauben entgegensetzen muß. Ich weiß von meiner Mutter, daß Herr d'Avelon Belgier von Geburt ist, daß seine Angehörigen in Belgien leben, Angehörige, mit denen in früheren Jahren meine Mutter in Beziehungen stand. Denn die Frau des Herrn d'Avelon war eine entfernte Verwandte meiner Mutter, und das Vermögen, welches diese Frau ihm zubrachte, diente ihm eben zum Ankauf dieser Ferme des Auges."

„Möglich; so hat er den Erlös aus den Diamanten früher schon durchgebracht; unser Recht an ihn wird dadurch nicht geschmälert, nicht geändert."

„Und was den Ring anzeht," fuhr Gaston fort, „so beweist er gar nichts, er kann in jedem Laden, wo solche alte Werthsachen feilgeboten werden, gekauft sein."

„Und sein Erschrecken bei meinem Namen, und seine Handschrift?" antwortete Max.

„Sein Erschrecken? Sind Sie Ihrer Beobachtung so sicher?" Um eine Handschrift von vor dreißig Jahren und von heute, welcher Beweis kann auf die Aehnlichkeit beider gegründet werden? Bleiben Sie die Nacht hier, auf der Ferme des Auges, und ich will Ihnen in der Morgenfrühe die Beweise bringen, daß Sie sich getäuscht haben."

„Welche Beweise?"

Eine Copie seines Ehecontrakts, mit dem Nachweise, daß sein Vermögen von seiner verstorbenen Frau, Valentinens Mutter, und nicht von den Diamanten Ihrer Großmutter herrührt.... Dann alle die Briefe, welche meine Mutter erhielt, als d'Avelon sich mit ihrer Cousine verbinden wollte, und die ausführlichsten Nachrichten über sein früheres Leben, seine Beziehungen und Verwandtschaft enthalten."

„Ich werde diese Ihre Beweise gern prüfen," versetzte Max, „doch muß ich später darum bitten, ich habe keinen Urlaub, über Nacht aus meinem Quartier in Void zu bleiben."

„Sind Sie in einer wichtigen Sache so der Sklave Ihres Urlaubs?" fragte Gaston ein wenig höhnisch. „Ich muß auf dieser Bedingung bestehen, denn ich habe mich morgen Vormittag in Neufschateau einzufinden, wo ich vielleicht mehrere Tage, möglicher Weise Wochen gefesselt sein werde."

„Wann, um welche Stunde würden Sie mir diese Beweise bringen können?"

„Ich werde nach dem Diner nach Givres heimkehren, dort mit meiner Mutter reden...."

„Ich habe Ihr Wort, daß...."

„Seien Sie ganz ruhig darüber. Ich werde mit meiner Mutter über die Herkunft des Herrn d'Avelon reden, ohne Ihr Geheimniß irgend zu berühren. Ich werde die alten Papierschaften hervorsuchen und auf meinem Wege nach Neufschateau werde ich morgen um sieben oder acht Uhr hier sein, sie Ihnen versiegelt zu überreichen. Sie werden mir dieselben dann von Void aus nach Givres zurücksenden. Sind Sie einverstanden?"

Max glaubte unter diesen Umständen den Verstoß gegen die Dienstgesetze auf sich nehmen zu dürfen; er konnte ja seinen Burschen mit einer Meldung an Sontheim allein nach Void zurücksenden, um dort keine Unruhe wegen seines Ausbleibens entstehen zu lassen. Gaston übernahm noch, die Einladung zum Bleiben über Nacht, die von Herrn d'Avelon ausgehen mußte, zu veranlassen. Herr d'Avelon war ein leidenschaftlicher Schachspieler; es genügte, nach dem Diner wie zufällig ihn darauf zu bringen und zu einer Partie mit Max zu verleiten; es war sicher vorauszusehen, daß er alsdann seinen Gast so lange festhalten würde, bis er ihn einladen mußte, über Nacht zu bleiben. —

IV.

Die beiden jungen Männer kehrten zur Ferme zurück. Herr d'Avelon kam jetzt, von den Ställen her, ihnen entgegen. Er schien in ihren Mienen lesen zu wollen, und Max sagte deshalb, um ihn zu beruhigen, sogleich:

„Wir haben uns vollständig darüber verständigt," Herr d'Avelon, daß viele Dinge nicht der Mühe werth sind, ihretwegen einen beschwerlichen Gang zu machen, dessen Ende man nicht kennt; und da auch wohl die Höhle der Jungfrau zu diesen Dingen gehört, ziehen wir es vor, friedlich heimzukehren."

„Ah, das ist sehr weise und sehr löblich gehandelt," rief Herr d'Avelon offenbar von einer Sorge befreit und fröhlich aus. „Zudem wird die Zeit zum Diner nicht fern sein, und wir thun gut, in's Haus zu gehen, um auch die Damen nicht länger in Sorge zu lassen, daß dies Mahl ihnen verdorben würde durch zu langes Warten auf Ihre Rückkehr!"

Als sie auf die Terrasse zurückkamen, begegneten sie den beiden Damen, die Arm in Arm und lebhaft redend hier auf und ab gingen.

„Unsere Gäste sind in völligem Einvernehmen," rief ihnen Herr d'Avelon lächelnd entgegen, „daß es besser ist, ihren Ausflug zusammen aufzugeben."

„In der That," fiel Gaston ein, „es herrscht darüber nicht die geringste Meinungsverschiedenheit unter uns."

Valentine blickte forschend in die Züge der beiden jungen Männer; sie nahm allerdings nichts von zorniger Erregung wahr; nur mochte ihr das, was sie in den Augen und Stirnfalten Gaston's las, nicht viel beruhigender vorkommen; sie war offenbar nicht so leicht beschwichtigt, wie ihr Vater, und sehr zerstreut. Während man nun auf der Terrasse auf und ab ging und Gaston sich mit Miß Ellen unterhielt, begann Herr d'Avelon mit Max über dessen Pferd, das er eben in den Ställen angesehen hatte, zu sprechen — Herr d'Avelon begann die Art und Weise, wie die Deutschen ihre Pferde behandelten, zu rühmen und im Gegensatz dazu Anekdoten über französische militärische Pferdebehandlung zu erzählen — damit war ein unerschöpfliches Thema für ihn gefunden. Er endete auch nicht eher, als bis ein Knecht kam, um sich von ihm in irgend einer Angelegenheit Verhaltungsmaßregeln zu holen; während er bei ihm stehen blieb, sagte Max:

„Es liegt eine Wolke der Sorge auf Ihrer Stirn, Fräulein Valentine! Ich würde viel darum geben, wenn ich etwas thun könnte, um sie zu zerstreuen!"

„Das können Sie," versetzte sie, „es liegt völlig in Ihrer Macht, sie zu zerstreuen."

„Ach, ich bitte Sie, sprechen Sie, wie...."

„Werden Sie es nicht mißdeuten, wenn ich ganz offen mit Ihnen darüber rede? Sie stehen als Sieger auf unserem französischen Boden, und das muß Sie großmüthig machen; Sie müssen begreifen, wie natürlich in den Besiegten die Neigung ist, einer reizbaren Lebhaftigkeit nachzugeben, den Worten etwas mehr von der Bitterkeit, welche in ihren Herzen schläft, mitzutheilen, als es die gemessenste Höflichkeit erlaubt durch Rede und Blick an den Tag zu legen, daß sie den Deutschen gegenüber sich, wenn auch besiegt, doch nicht entwaffnet oder gar gedemüthigt fühlen —"

„O gewiß, Fräulein Valentine, begreife ich das, das Alles ist ja so natürlich...."

„Und weil Sie das einsehen, wird es Ihnen leicht werden, es auch zu berücksichtigen in Ihrem Verkehr mit Herrn Gaston von Ribeaupierre; Sie werden edel genug sein, sich zu sagen, daß Sie nicht darauf eingehen dürfen, wenn ihn eine leidenschaftliche Verblendung zu dem Einfalle hinreißen sollte, den großen Kampf zweier Nationen zu carrikiren durch einen...."

„O nein, o nein, Fräulein Valentine," fiel Max rasch ein, „seien Sie vollständig darüber beruhigt, ich habe nicht die geringste Lust, durch eine kleine Privatrauferei, denn anders wäre es ja nichts, dieses große Völkerduell zu carrikiren, wie Sie sich ganz richtig ausdrücken. Ich will Ihnen gern gestehen, daß Herr Gaston gewisse Velleitäten der Art mir gegenüber andeutete; ich habe mit ihm offen geredet und wir sind ganz eins darüber geworden, daß davon nicht die Rede zwischen uns sein kann."

„Das beruhigt mich in der That und ich danke Ihnen dafür. Aber ich fürchte Gaston's, wie soll ich sagen, leicht bewegliche und reizbare Natur, seine Neigung zu plötzlichem Aufwallen, ich möchte deshalb auch für die Zukunft Ihr Versprechen haben...."

„Ich soll mich auch für die Zukunft binden? Sie sind etwas von einer Diplomatin a la Benedetti, Fräulein Valentine."

„Sie würden es nicht scherzhaft nehmen, wenn Sie wüßten, was für mich davon abhängt," versetzte sie.

Ich kann es mir denken," entgegnete Max, durch diese Bemerkung ein wenig betroffen, „man sagt, er stehe Ihnen näher, als es ein bloßer Freund thut —"

Sie schüttelte den Kopf.

„Was sagt man nicht Alles! Aber das Schicksal findet oft seltsame Wege, uns zu umstricken und uns auf Bahnen zu ziehen, zu Schritten zu drängen, welchen wir ursprünglich widerstrebten. Gaston's Mutter ist die Wohlthäterin meines Vaters. Dieser ist unbekannt und freundlos in diese Gegend gekommen; Gaston's Mutter hat ihm erleichtert, möglich gemacht, sich hier einzubürgern und Wurzeln in diesem Lande zu schlagen, indem sie ihm die Verbindung mit einer Verwandten vermitteln —"

„Die ihm dies Gut zubrachte?" lag es auf Maxens Lippen, aber er unterdrückte die Frage, als zu indiscret. Valentine fuhr fort:

„Sie sehen, daß heute, wo Gaston in unser Haus als Freund und Gast aufgenommen ist, wir ihn nicht von der Ferme des Auges seiner Mutter nach Givres heimsenden können mit einem zerschossenen Arm, einer deutschen Kugel in der Brust .... stieße ihm durch unsere Schuld ein Unglück zu, dann ...."

Valentine endete nicht; ihre leise geflüsterten Worte verloren sich in einem tiefen Seufzer, der ihre Brust hob.

„Ich verstehe Sie vollständig, Fräulein Valentine," sagte Max, dem vor stürmischer Freude über diese vielsagenden Geständnisse das Herz schlug. „Ihre Worte ‚durch unsere Schuld' deuten mir an, welches Urtheil Sie glaubten mir sprechen zu müssen, wenn ich nicht in der Friedfertigkeit das Aeußerste leiste! Sie würden mich sofort von hier vertreiben! Aber sie können meiner gewiß sein. Ich werde der treueste und gehorsamste Beobachter unserer Kriegsgesetze ein, die uns ja jede derartige Reibung mit Ihren Landsleuten strenge untersagen; in der That, ich werde Gaston gegenüber, was auch immer kommen möge, nie vergessen, daß wir im Kriege sind, so gründlich und vollständig ich das vergesse Ihnen gegenüber. Ich weiß nicht, woran es liegt, aber es ist mir ganz unmöglich zu denken, daß ich auf der Ferme des Auges in einem feindlichen Lande bin — es ist mir, als herrsche in diesem schönen, von der Welt geschiedenen Erdwinkel ein goldenes Zeitalter ewigen Friedens, eine heimathliche Luft, nur eine mildere, wärmere noch als meine heimathliche, denn ich wüßte keine Stelle der Heimath, wo mir so alle Knospen des Gemüths plötzlich und über Nacht aufgeblüht sind —"

Valentine erröthete ein wenig, als er dies so lebhaft sprach, sie antwortete lächelnd:

„Wenn in diesem stillen Thale auch nicht ganz so die ewige Sorglosigkeit und der Friede des goldenen Zeitalters herrscht, wie es Ihnen scheint, so haben Sie doch Recht, wenn Sie gerade hier das berühmte deutsche ‚Gemüth' sich ausblühen lassen, denn Sie finden an uns Leute, die es zu verstehen wissen."

„Und doch sprechen Sie ein wenig ironisch von diesem ‚Gemüth'."

„Ironisch? o nein; umsoweniger, da wir ja glauben, es ebenso gut zu besitzen, und es eben so hoch halten, wie die Deutschen es thun. — Wir nennen es nur anders."

„Und wie nennen Sie es?"

„Wir nennen es Seele!"

„Ist es dasselbe? Es käme darauf an, es zu untersuchen. Und könnten wir das nicht? Gäbe es nicht ein vortreffliches Mittel dazu? Sie müßten mir verstatten, Ihnen mein Gemüth zu zeigen, und zeigten dagegen wieder ein klein wenig von Ihrer Seele—wir sähen dann bald...."

„O," unterbrach sie ihn lächelnd, „ein solcher Austausch würde doch nichts entscheiden—höchstens für Sie und mich.."

„Und wäre das nicht genug — ist es nöthig, daß es für die übrige Welt eine Bedeutung hätte? Ich kann Sie versichern, daß ich die übrige Welt sehr bald darüber vergessen würde, daß sie wie ein wesenloser Schatten hinter mir liegen würde, wenn...."

Valentine unterbrach seine leidenschaftlich geflüsterten Worte hier durch eine plötzliche Wendung, sie blickte nach ihrem Vater zurück, der jetzt eben rasch herankam, um sich wieder zu ihnen zu gesellen.

Weder Max noch Gaston fanden eine Schwierigkeit, den Plan, den sie gemacht, auszuführen; als Gaston nach dem Diner die Rede auf das Spiel brachte und Max andeutete, daß er es gern spiele, erfolgte Herrn d'Avelon's Einladung zu einer Partie ganz mit dem Eifer, den Gaston vorhergesagt hatte, und nachdem der Chasse-Kaffee genommen, brachte ein Diener das Schachbrett herein. Man setzte sich dazu in den Salon. Valentine nahm unterdeß in demselben Raum an einem der Fenster Platz, mit einem Buche beschäftigt; doch blickte sie oft darüber fort, zumeist auf Miß Ellen; es entging ihr ein gewisses unruhiges Wesen in Miß Ellen nicht, die, bald mit diesem, bald mit jenem beschäftigt, von Zeit zu Zeit mit Gaston einen Blick des Einverständnisses zu wechseln schien. Endlich trat Miß Ellen in die Glasthür, wie um nach dem Wetter draußen auszuschauen; Gaston folgte ihr dahin und Beide gingen dann auf die bereits dämmernde Terrasse hinaus, wo sie wieder eifrig sprechend auf und ab gingen. Valentine war eigenthümlich beunruhigt durch die auffallende Veränderung im Betragen Gaston's, der, ganz im Gegensatz zu seinem früheren Wesen, während des Diners die Höflichkeit selbst gegen Max gewesen war; so folgte sie mit Sorge dieser langen geheimen Zwiesprache: was hatte Gaston, was Ellen ihr zu verheimlichen? Wollte sich Gaston dennoch mit dem deutschen Officier schlagen, und dabei war Ellen die Vertraute dessen, was er ihrem Vater, was er ihr verbarg? Freilich, Gaston und Ellen hatten sich stets vortrefflich verstanden — daß sie verbrüdert waren durch dasselbe Ziel, dem sie zustrebten, daß auch Ellen nichts sehnlicher wünschte, als eine Wendung der Dinge, nach welcher sie die sehr gegründete Hoffnung hatte, die Herrin auf der Ferme des Auges zu werden, — das wußte Valentine!

Ihre Unruhe sollte steigen, als endlich Gaston wieder in den Salon kam und, nachdem er eine Weile den Spielenden zugesehen, lächelnd sagte: „Die deutsche Strategie auf dem Schachbrett ist nicht ganz so rasch wie die auf dem Schlachtfeld. Sie werden die Nacht hier bleiben müssen, wenn Sie Partie und Revanche nicht in schnellerem Tempo nehmen, Herr von Daveland."

„Sie haben Recht, die Nacht bricht bereits ein und ich werde kaum die Zeit haben, die Partei zu beenden!" versetzte Max.

„Wie," rief d'Avelon aus, „glauben Sie, ich ließe Sie ziehen, bevor wir die Partie mit voller Muße beendet haben? Denken Sie nicht daran. Und wenn es Nacht darüber wird — was schadet es? Sie werden in der Ferme des Auges ganz ebenso gut schlafen, wie in Ihrem Quartier in Void."

„Nicht mit so ruhigem Gewissen," versetzte Max, „ich darf nicht ohne Meldung bei meinem gestrengen Compagniechef ausbleiben; ein so eigenmächtiger Quartierwechsel würde mir einen hübschen Verweis zuziehen, ja vielleicht gar eine Perspective auf das Kriegsgericht eröffnen."

„Sie übertreiben. Senden Sie nur Ihren Burschen mit einer Meldung an Ihren Chef, das wird genügen. Denn in der That, von hier lass' ich Sie nicht, bis wir gründlich unsere Kräfte gemessen haben, und darüber wird es freilich zu spät für Sie werden, um noch nach Void heimzukehren."

(Fortsetzung folgt.)

Des Meeres Wellen.

Sonnenglanz auf dem Meere! Glücklicher Schwimmer in der Umarmung der alten heiligen Salzfluth, die uns in ihrer majestätischen Ruhe zuruft: „Ihr kleinen Menschen, die ihr nicht wisset, woher ihr kommt, und nicht wisset, wohin ihr geht! Ich bin viel älter, als eure Geburtsstunde, älter als die Berge und Thäler, über die ich einst hinweggerauscht in großen Werdetagen, und um deren Besitz ihr jahrtausendelang euch erwürgt habt. So wie ich heute bin, war ich schon von Anbeginn, immer dasselbe von Aufgang zu Niedergang!"

Ganz einsam aus einer warmen, grünen Bucht Süd-Englands, wo der frischeste Heuduft mit der alle Pulse weckenden Seebrise sich mischt, in die kühlere Breite der Fluth hinauszuschwimmen, zwischen den Armen nichts als Sonnenfunken und lichtgrüne Fluth, die an dem klopfenden Herzen wohlig vorüberrinnt oder über den Scheitel mit der kleinen denkenden Hirnkammer drinnen muthwillig die Woge wirft — das ist Hochgenuß!

Ueber deinem Haupte flattert ein Schmetterling, der sich vom Strande verirrte. Zwischen dir und der blauen Ewigkeit mit ihren Sonnfernen in solchem Momente nichts als dieser Falter, leichter als ein Lilienblatt, flüchtiger als die Seele eines Traumes! Animula — blandula — vaga! Und tief unter den Füßen die ewig stillen Meeresdämmerungen, bis zu denen der wildeste Orcan nicht hinabgreifen kann — unter dir tief das letzte Bett ungezählter Todten an solchem lebensvollen Maimorgen! Das sind dieselben furchtbaren Küsten, welche seit jener Zeit, wo phönizische Kiele zuerst diese damals nur von fabelhaften Ungeheuern bewohnten Wasser durchfurchten, von unermeßlich vielen Augen von Schiffbrüchigen vergebens ersehnt wurden. Donnerstunden waren es, wo das Meer Herr sein wollte!

Auf englischen Seekarten dieser Küste, von den versunkenen Godwin Sands, wo der Sage nach eine halbe Grafschaft von der See verschlungen wurde und der Schiffer zur Nacht die Glocken aus der Tiefe summen hört, bis zum Landesend, der äußersten Felsenspitze von Cornwall, wo die Nachkommen eines alten Strandräubervolkes die Eingeweide der Zinnbergwerke zermalmen, erblickt man einen gemalten Blutstrom. Es sind rothe Punkte, so dicht gesäet, wie Cochenille-Insekten sich an die Adern eines indianischen Rosenblattes zu hängen pflegen. Ein Blutpunkt neben dem anderen; jeder bezeichnete eine gefährliche Klippe oder Untiefe, wo bereits hundertmal hinter einander ein gutes Schiff mit allen Mannen an Bord zu Grunde gegangen. Das ist zum Theil ein Memento zur Kulturgeschichte des Mordes; seit Monaten wird dieserhalb an dem dickblutigen Herzen des englischen Publikums gerüttelt. Es geschieht dies mit Enthüllungen über das Schicksal verschollener Fahrzeuge, mit einer markerschütternden Chronik von Schiffbrüchen, welche in nichts Anderen als in einer alle Hyänen-Raubgier überbietenden Gewinnsucht ihren Ursprung hatten. Um hohe Versicherungsgelder zu ihrem Mammon zu gesellen, schickten Rheder gebrechliche Fahrzeuge, deren Mängel mit grausamer Heimtücke verdeckt waren, in die Weite hinaus. Sie rechneten auf Nimmerwiedersehen, und selten trog ihre Rechnung. Die ahnungslose Matrosenmannschaft, jugendkräftig, mannesstark, der Stolz Britanniens, fand, wenn das Schiff plötzlich aus den Fugen ging, oft mitten im Ocean ein unerwartetes Grab. Menschen waren das aus solchem Stoff wie die Bemannung jenes englischen Schiffes, welche in der Seebataille auf sinkendem Bord, schon bis an die Hälse im Wasser stehend, noch eine Minute vor dem Sterben ihr „Rule Britannia!" anstimmte. Und solche Kernmenschen ersäufte verbrecherische Habsucht wie überzählige junge Hunde!

In den Schiffslisten stand dann eines Tages: „Die Brigg Fortuna" mit allen Händen an Brod gesunken" oder „das Schiff „Confidence" verschollen!" Um so besser, dann blieb kein Mund zu fürchten, der „unbehagliche Geschichten erzählte!" Der Rheder lebte seine wackeren Lebensjahre zu Ende, ungehenkt, mit dem moralischen Galgenstrick unter der brillantblitzenden Cravate, ein bibelfester Mann! Er starb als beweinter Familienvater und „much respected gentleman," in den Zeitungen mit einem warmen Nekrologe bedacht, indessen die arme Brut der poor devils, der Ausreißer in die Ewigkeit, die in den Wellentod gelockt waren, verkümmert und bettelt, sich verkauft oder auch stiehlt, je nachdem, in den gashellen Zierstraßen von London, Liverpool, Bristol, Hull, Newcastle und Glasgow!

Und dir, du Seemanns-Augenweide,
Wird dir um den Fernen die Wimper schwer?
Unterm Rauchdach webend am Hochzeitskleide?
Der Seeruf klagt! Fern stürmt das Meer!

Tausendfältig zerstörtes Lebensglück!

Als alle diese Dinge ruchbar wurden, gingen freilich Verwünschungen von einem Ende des Landes zum andern. Das souveräne Parlament ordnete eine Untersuchung an. Aber die Geschäftsverhältnisse sind so innig „verschwägert," daß mit Zeugenverhör nicht viel mehr ausgerichtet wird, als mit der Vernehmung einer irischen Dorfbevölkerung im wilden Conemara, wenn ein Gutsverwalter mit einer Kugel in der Brust hinter einer Hecke aufgehoben wurde. Die Verantwortlichkeit wurde mit seltenem Geschick von einer Achsel auf die andere geschoben, und zuletzt hatte dem Verdict der Untersuchungs-Commission gemäß Niemand „die berußte Fensterscheibe zerbrochen." Wie, wann und wo N. N. ins Wasser gerathen, „darüber fehlt es an jedem Beweise." Und das Volk, das gleichsam als Todtenjury seinen Wahrspruch geben wollte, vergaß in der Tretmühle des täglichen Geschäftsthumults sehr bald die Todten. Es wird bei solchen Untersuchungen so lange untersucht, mit so viel advocatischer Finesse getaschenspielert, bis vom Corpus delicti fast gar nichts mehr übrig bleibt.

„Not guilty! Gentlemen!" lautete das Verdict.

Eine ebenso vorübergehende Aufregung rief vor nunmehr sechs Jahren eine andere Enthüllung aus dem Handelsbetriebe hervor. Damals ging durch die Londoner Journale die erschütternde, wutherregende Meldung, daß mit Ausnahme einer einzigen ehrenwerthen Firma in der Millionenstadt London die Fabrikanten von Schwimmgürteln dergleichen aus gefälschtem Material zu verfertigen pflegten. Der Schiffbrüchige, welcher sich mit solchem Lebensretter vertrauensvoll dem Getriebe der Wogen überließ, fühlte nach einer Stunde, daß der Gürtel ihn zollweise langsam in die Tiefe zog, bis, vom Seewasser vollgesogen, derselbe nur ein Schwergewicht mehr zum Untergange abgab.

Ein Segel winkt am Horizonte! Mutter und Kind trägt der — langsam sinkende Rettungsgürtel. Eine andere Stunde könnte sie retten. Winke nur! Rufe nur! Hebe dein Kind hoch über das Haupt mit den bebenden Armen, wenn deine jammernde Stimme schon in der höher reichenden Welle erstickt! Langsam—langsam abwärts! Und dann war eine einzelne aufschlagende Welle das augenblickliche Memento eines Mordes. All der Verrath am blühenden Menschenleben um weniger Silberlinge willen! Die öffentliche Entrüstung war sofort auf dem Qui vive! Das Facit aber war Vergessenheit! Hundert Murawieffs zu Einem Ungeheuer vereinigt, können nicht ähnliche herzbrechende Unthaten vollführen, als solche zum Erbarmen engherzige Krämersippe durch schnöden Mißbrauch der großmüthigsten Freiheit verbrochen hat und noch verbricht. Es ist dies Alles nur bis zur letzten Consequenz die furchtbare Ausbildung der zum belächelten Sprichwort gewordenen Geschäftsformel: „John! Wenn du den Schinken gefärbt, den Zucker „gesandet," den Wein „durchgiftet," dann komm' hinauf zum — Morgengebet!"

Wie sanft und ruhig und wohlig in langen Zügen der Busen des Meeres athmet, mit dem Lächeln eines in der Sonne spielenden Kindes — Perlenrausch auf sanft gebrochener Welle.

Jung-England spielt am Strande „Wellengreifen" — lachende Kinder, Knaben und Mädchen, mit fliegendem, feuchtem Haare. Eine ganze Reihe faßt sich bei den Händen und läuft mit Jubelgeschrei den augenblicks zurückweichenden Wogen nach. Und kehren diese schäumend wieder zurück — dann allgemeine Flucht zum Lande über den sammtweichen weißen Sand der Bucht! Ein todesmuthiger kleiner Bub' ist immer voran den weichenden Wogen nach, und immer der Letzte, wenn sie rauschend wiederkehren, bis ihm der Schaum an die Kniekehle klatscht. Und der kleine Schlingel lacht in seiner Verwegenheit, bis einer sorgenden Mutter das Herz stillstehen machen könnte.

„What are the wild waves saying?" — „Was sagen die wilden Wogen?" Dies ist der Refrain eines neugebornen wehmüthigen Volksliedes—Worte waren es eines todtkranken Kindes, das man an den Strand des Meeres hinauszutragen pflegte, damit es gesunde. Mit den eingeschwundenen altklugen Augen in die Wogenwelt hinausschauend, lauschte es auf das Rauschen und Summen und Flüstern über den Wassern, und seinen Lippen entfuhr jene wehmüthige Frage. Bald trug man dort zu Grabe den kleinen Leib, und England bewahrte jenen Seufzer des Kindes wie die Symphonie eines gottbegnadeten Tondichters. Einem andern schaumgebornen Volksliede: „Let me kiss him for his mother!" („Für seine Mutter laßt mich ihn küssen!") liegte eine amerikanische Begebenheit zu Grunde. Am Golf von Neworleans wurde die Leiche eines ertrunkenen fremdländischen Seemannes ausgespült. Als die Leute die Leiche fragend umstanden, beugte sich ein Mädchen über den Todten und küßte ihn „im Namen seiner unbekannten fernen Mutter."

Wiege der Menschheit, gewaltiges Meer, liebreich und verrätherisch, greifbare Unendlichkeit! Deine salzbitteren Tropfen, die der Verdurstende im Delirium zu den Lippen führt, sind Gleichniß der Erdenhoffnungen! Was sagen die wilden Wogen? Es ist immer dieselbe Melodie. Man hat dem Sprosser seine „Tio! Tio!" und eine ganze Skala von Tönen abgelauscht und in Noten gebracht. Aber dieses Stimmgewimmel der Wellen faßt kein Ohr. Nur drei Sylben wollte Einer erkannt haben, ein britischer Poet — drei elementare Töne: Wuhm — roohrrrr — ach! Wuhm — roohrrrr —.— ach! Zuerst die Wucht der breiter niederrollenden Wogenwalze, dann ihr Rauschen durch die wild durcheinandergerührten Kiesel am Strande, und zuletzt der hinsterbende Seufzer hoch am Lande auf weichem Sande. Es war eben ein Schwärmer, und er sagte: „Das Meer spricht Deutsch!" Wie der Wald und die Thierstimmen, sei auch das Meer Sprachmeister für die Erdbewohner und die in Gutturallauten redenden Völker germanischen Stammes gewesen. Es ist das ein Räthselrathen, wie es jener begeisterte Darwinianer gethan, welcher die Meermädchen der Fabelzeit für untergegangene Menschheitsformen erklärt, die nur noch im Liede fortleben—nicht Fabel, nur Vergangenheit!

Das Meer sorgt dafür, daß Volkslieder und Legenden auch in unserer nüchtern gescholtenen Zeit nicht aussterben. Das Schiff Phantasie trägt die älteste Flagge! Als ich bei sinkender Nacht auf dem Sande der Bucht rastete, unweit der Landungsbrücke am kleinen Hafen, den eben der nach Honfleur in Frankreich bestimmte Dampfer verlassen, hörte ich Kinderstimmen hinter mir rufen: „Der tolle Charley!" Eine hagere, schlotterige Gestalt, des Rufes nicht achtend, stieg schweigend in ein Boot, pflanzte eine Fackel in den Kiel und begann langsam in die See hinauszurudern, auf welcher sich die Mondstrahlen mit dem langen rothen Lichtstreifen der angezündeten kleinen Seeleuchte kreuzten. „Der tolle Charley, Sir," sagte der Wärter der Leuchte, „sucht einen Schatz im Wasser. Er sucht die schöne Spanierin, die Millionärin, die dort am letzten Pfahl mit einer Million an Perlen- und Juwelenschmuck ertrunken. Das ist nun fünf Jahre her. Der tolle Charley ruft und singt und wirft die Netze aus in Stille und Sturm. Eine Million Juwelen, Sir!"

Das ist eine wahre Geschichte, nur die versunkenen Diamanten und Perlen hat die Volksphantasie hinzugethan. Es war von wenigen Jahren, als der junge Lord Hamilton zu Littlehampton eine heitere Bootfahrt in Gesellschaft zweier Damen unternahm. Bei der Rückkehr schlug das Boot an jenem Pfahle um. Hamilton, ein guter Schwimmer, rettete die Eine bis zu einer Stelle, wo man Boden unter den Füßen fühlte, nachdem er der Anderen gerathen, sich bis zu seiner Rückkehr an jenem Pfahle zu halten, wo das Wasser schon sieben Faden tief. Schon hatte er sie im rettenden Handbereich, als eine jener geheimnißvollen, einsamen Hochwogen, wie sie mitunter plötzlich aus glatter Seefläche sich aufbäumen, der Unglücklichen über den Kopf rollte. Sie verlor die Geistesgegenwart, verließ ihren Halt und wurde sofort, vom Grundstrudel erfaßt, in die Tiefe hinabgeschwemmt. Sie war eine Spanierin, die Gattin eines in dem südfranzösischen Badeorte Biarritz angesiedelten Bankiers. Bankier und Millionär sind nun für arme Leute synonyme Begriffe, und Letztere thaten es nun einmal nicht unter einer Million an Diamantenschmuck, welche die Ertrunkene an sich getragen haben sollte. Das Unglück geschah angesichts der am Strande zusammengelaufenen Badegäste.

Um jede Stunde war es, wo der arme Charley den Verstand verlor. Obwohl die Leiche schon Tags darauf zwei Seemeilen abwärts gelandet wurde, ließen es sich die guten Leute am Orte doch nicht ausreden, daß Frau und Schatz noch immer auf einen glücklichen Finder harren. So entstehen Legenden! Anfangs fuhren alle Fischer Tag für Tag hinaus, um ihre Netze nach dem märchenhaften Fange auszuwerfen. Aber bis auf den „tollen Charley" wurden sie bald der vergeblichen Suche müde. Er fischte noch immer zur Nacht bei Fackelschein nach der „schönen Nixe mit den Juwelen" und redete mit ihr, wie er bei der Heimkehr ernsthaft versicherte, wenn er das Boot von den Schätzen leerte, „die sie ihm auf seine Bitten geschenkt" — eine nasse Sandschütte, Muscheln und Kiesel! Wer will sagen, wie Lieder entstehen? Es sangen bereits die Kinder ein solches in der Feierstunde vor den Thüren:

Sie taucht herauf, die weiße Frau —
Im Diamanten Gewand,
Sie schüttelt traurig das Perlenhaar
Und winkt mit schimmernder Hand!

Mehr als Einmal fuhr ich in der Yacht Abends an dieser Stelle vorüber und sah öfters den tollen Charley in seinem Boote die rothe Fackel tief auf die Wellen senken. Eine Meerfahrt in der rauschenden Yacht hat wunderbare Reize, ganz abgesehen von solchen aus dem seemännischen Alltagsleben geschöpften Schauer-Romanzen. Man versteht dann Alles, was sich das Meer erzählt. Mit der blitzenden Laterne am wiegenden Mast, die Segel gebläht, von Möven umhuscht—Nachtwache am Steuer!

Die Andern ruh'n im Raume,
O fluthumrauschte Ruh'!
Ein Jeder fährt im Traume
Dem Vaterlande zu!
Schlaf ruhig auf den Wellen,
Ich halte für euch Wacht!
Die wildesten Gesellen,
Die werden still zur Nacht!

Und dann Ablösung! „Good night, Sir, happy dreams!"

Und du ruhst! Die Wellen plätschern und „glucken" dir dicht am Ohr! Der Gesang der Geister über den Wassern erreicht dich im tiefsten Schlummer. Das Meer rauscht tröstend und harmonisch durch den stillen Cajütenraum, und die rothe Fackel des armen tollen Charley leuchtet dir vor, und du hebst freudezitternd den versunkenen Schatz — Sand! Sand! mondhellen Sand!

Und du erwachst, wenn vom Stephansdom in Wien die Stunde des Sonnenaufgangs summt!

Wandelvolles, unvergeßliches Meer! Thalatta!

Der Venusdurchgang.

Unter der Venus, die „durchgeht", verstehen wir natürlich nicht die schaumgeborene heidnische Göttin, deren Verehrung Schiller zurückwünschte, sondern den glänzendsten aller Planeten, dessen bläuliches Licht dich schon oft nach Sonnenuntergang, hie und da vielleicht auch vor Sonnenaufgang, ergötzt hat.

Was aber ihr bevorstehendes „Durchgehn" anlangt, so brauchst Du nicht zu besorgen, daß sie am 9ten Dezember dieses Jahres verschwinde. Vielmehr wird sie, wenn sie anders ihren bisherigen Gewohnheiten treu bleibt an dem genannten Tage—wie schon 1761 und 1769 — langsam, ganz langsam an der hellen Sonnenscheibe vorüberziehen.

Um dies Vorüberziehn oder diesen Durchgang zu beobachten, haben die Ver. Staaten nun eine eigene Expedition ausgerüstet. Theil nehmen daran zahlreiche Astronomen und Photographen. Der für zwei Jahre seiner Kanonen beraubte Kriegsdampfer Swatara trägt sie. Zunächst ist er vom New Yorker Hafen aus nach der Kapstadt gefahren. Von da segelt er nach den Crozet Inseln fünfzehnhundert englische Meilen südlich von Madagascar. Capitän Raymond und Lieutenant Tillmann gedenken hier mit drei ihrer Genossen, verschiedenen Fernröhren und photographischen Apparaten sich häuslich niederzulassen. Von der Crozet-Gruppe dampft die Swatara nach der Kerguelen-Insel südostwärts. Dort, unter dem 50sten Grade südlicher Breite, werden Commandeur Ryan und Lieut. Comm. C. J. Wain mit noch drei Andern Station machen. Auch sie haben sich mit Hütten, Hausgeräth und Nahrungsmitteln für ein volles Jahr versehen müssen. Denn jene Islands hegen nicht einmal so viel Lebendiges wie Chamissos Salaz y Gomez.

Die dritte Company geht noch weiter. Tasmania oder Van Diemensland südlich von Südaustralien ist ihr Ziel. In Hobarttown auf dessen Südküste werden Professor W. Harkneß, Photograph Walde und Genossen beobachten. Eine vierte improvisirte Sternwarte mit den Herren Peters und Baß als Besatzung erhält Neu-Seeland. Die fünfte und letzte mit einem Mitgliede der berühmten Familie Smith und einem Herrn Scott die noch östlicher gelegene Chatham Insel. Die Kosten der ganzen Expedition, Hinfahrt und Rückfahrt mit eingerechnet, aber werden $150,000 betragen.

Weshalb man so viel Geld durchs Fenster wirft, fragst Du? Warum man nicht damit zufrieden ist, von den Observatorien unseres Landes aus, die absonderlichen Spaziergänge jenes Sternchens zu beobachten?

Es ist zwar schwer, bündig und kurz darauf zu antworten, doch wollen wir es versuchen. Es giebt zahllose Leute, die mit dem, was sie aus ihren „Readers" gelernt haben, nicht zufrieden sind, sondern Alles in der Welt aus dem Grunde wissen wollen. Eine der größten Kümmernisse dieser Biederseelen war von jeher, womöglich bis auf Meile und Yard die Entfernung unserer alten Freundin der Sonne von uns festzustellen. Keine geringe Aufgabe, seit die große Bohnenstaude, an welcher der verstorbene Baron Münchhausen in den Mond kletterte, gänzlich vertrocknet ist. Trotzdem rechneten und rechneten sie und haben es auch richtig herausgebracht. Nur um die Kleinigkeit von vier Millionen Meilen sind die Gelehrten noch auseinander. Die einen nämlich erklären auf das Bestimmteste, daß es 95 Millionen engl. Meilen sind, während Andere von mehr Bescheidenheit sich mit 91 Millionen begnügen.

Inzwischen kam Edm. Halley aus London um 1750 auf den hübschen Gedanken, den Durchgang der Venus durch die Sonnenscheibe zu genauerer Berechnung der Entfernung der Sonne von der Erde zu benutzen. Seinen und seines Zeitgenossen, des Franzosen Delisle, Anstrengungen gelang es auch, während der beiden Fälle, da sich im achtzehnten Jahrhundert etwas Derartiges zutrug, die Fernröhre der europäischen Astronomen zu dem gewünschten Zwecke in Bewegung zu setzen.

Und weil man heute geschickter als damals ist, hofft man auf demselben Wege diesmal noch genauere Ergebnisse zu Tage zu fördern.

Der Plan, nach dem man dabei handelt, ist folgender: Man wählt recht weit von einander entfernte Beobachtungspunkte. Womöglich auf jedem Viertheil der weiten Erdkugel ein halbes Dutzend. Dann guckt man zur festgesetzten Zeit nach der Sonne, daß einem die Augen übergehen. Da berührt der Rand der Venus den Sonnenrand! Die Zeit wird nun bis auf die Zehntelsekunde niedergeschrieben. Ebenso der Moment, an dem—es mag vier Stunden darnach sein — der letzte Punkt des Sternenkörpers aus dem Bereiche des Sonnenkörpers heraustritt.

An weit von einander entlegenen Beobachtungspunkten wird natürlich auch der Anfang und das Ende der in Rede stehenden astronomischen Erscheinung verschieden sein. Die genau verzeichnete Zeitdauer des hier und dort beobachteten Durchgangs aber einerseits und die bekannte Entfernung der Beobachtungsstationen auf unserer armen Erde andererseits bieten unseren außerordentlich scharfsinnigen Astronomen Anhalt genug, um die „wirkliche" Länge und Breite der von der Venus auf dem Hintergrunde der Sonnenscheibe durchmessenen Bahn und damit den Durchmesser der Sonnenscheibe selbst zu berechnen.

Hat man aber den Durchmesser der Sonnenscheibe, so hat man auch die Entfernung der Sonne von der Erde. Und hat man die Entfernung der Sonne von der Erde, so hat man auch alle anderen Entfernungen im Universum. Denn der Raum zwischen Sonne und Erde ist—wie ein Amerikaner sich neulich geistvoll ausdrückte—die Elle der Sterngucker.

Glückliche Reise darum Capitän Chandler und seinen Genossen auf der schmucken Swatara! daß kein Sturm eure Barke zertrümmere und kein Kannibale euch aufesse, damit ihr endlich, endlich feststellt ob 95 Millionen Meilen, oder nur 91 Millionen—auf ein paar Zoll mehr oder weniger wird es dabei wohl nicht ankommen — zwischen Sonne und Erde sind.

Gelehrten-Elend in Deutschland.

Welches Elend in Deutschland das Loos armer junger und alter Gelehrter sein kann, darüber bringt folgende Geschichte aus Leipzig eine erschütternde Kunde.

Vor ungefähr zehn Monaten setzte ein reicher Berliner Beschützer der Wissenschaften mehrere Preise von je zwei hundert Thalern für die besten Essays über die Geschichte des Mittelalters, Sternkunde, Poesie, Geologie, Volkswirthschaft und Metaphysik, sowie Preise von je fünfhundert Thalern für die beste Novelle und das beste Gedicht aus; ein aus Mitgliedern verschiedener Universitäts Fakultäten gebildetes Committee sollte dieselben vertheilen. Am letzten Donnerstag fand diese Preisvertheilung im Gewandhaus zu Leipzig statt. Die Concurrenz für die Preise war eine sehr große gewesen und die verschiedenen Bewerber hatten tüchtige Arbeiten geliefert. Die Namen der Verfasser der Aufsätze befanden sich in versiegelten Couverten, die auf der Außenseite einen fingirten Namen trugen.

Der Preis für das metaphysische Essay wurde einem jungen Manne, Namens Max Markmann, zugesprochen, der zu seinem Thema Kants Antinomien der reinen Vernunft gewählt und dasselbe unter dem Namen „Hans Wildenstein" eingesandt hatte. Als Dr. Schmidt nach Erbrechung des Siegels den Namen Markmann aufrief, trat ein bleicher, ärmlich gekleideter und äußerst elend aussehender junger Mann vor und wurde mit lautem Beifall begrüßt. Sein Haar war dünn und bereits ergraut und sein ganzes Aussehen erregte das Mitleid der Versammlung. Nach Empfangnahme seines Preises setzte er sich still zur Seite.

Das astronomische Essay betraf die veränderlichen Bewegungen der Sternnebel, besonders mit Bezug auf den großen Nebel im Orion; auch hier wurde in dem Autor Max Markmann entdeckt. Die Ankündigung dieser Thatsache rief großen Enthusiasmus hervor, während Markmann, nachdem er seinen Preis in Empfang genommen, noch niedergeschlagener und müder als vorher aussah.

Die nächste Abhandlung beschäftigte sich mit einer Revue der Rankischen Geschichtswerke, wieder erhielt Markmann den dafür ausgesetzten Preis: dasselbe Schauspiel wiederholte sich bei allen andern Essays. Der Jubel der anwesenden Studenten kannte keine Grenzen und wenig fehlte, so hätten sie Markmann im Triumphe davon getragen.

Das preisgekrönte Gedicht erwies sich ebenfalls als aus seiner Feder geflossen, es erinnerte in seiner natürlichem Zartheit der Sprache an Roquette, während der in demselben entwickelte Gedankengang einem Shakespeare oder Göthe Ehre gemacht haben würde. Die Preisnovelle „der Dorfschulmeister" wurde von Berthold Auerbach, der sich unter den Preisrichtern befand, für die anmuthigste Erzählung, die er je gelesen, erklärt. Der Verfasser war kein anderer als Max Markmann. Es war der letzte der zu ertheilenden Preise, kaum war aber der glückliche Bewerber vorgetreten, um ihn in Empfang zu nehmen, als eine erdfahle Blässe sein Gesicht überzog und er ohnmächtig zu Boden stürzte. Todesstille herrschte im Saale, während welcher man den armen jungen Mann in das Vorzimmer trug, wo es gelang, ihn wieder ins Bewußtsein zurückzurufen, das war aber auch Alles, was die Aerzte zu thun vermochten, denn bereits vier Stunden später war er eine Leiche. Sein Tod war die Folge jahrelanger Entbehrungen, der Aermste war buchstäblich verhungert.

Der so plötzlich in der Stunde seines Triumphes dem Dasein Entrissene hatte seit Jahren in einer elenden Kammer in einem entlegenen Gäßchen gelebt und sein Leben kümmerlich durch Unterrichtgeben in fremden Sprachen und beinahe allen Gegenständen der Wissenschaft gefristet. In seinem Zimmer fand man unfertige Modelle merkwürdiger mechanischer Apparate, einen zerbrochenen Stuhl und ganze Berge von Manuscripten, worunter Briefe der ausgezeichnetsten Männer Europas. Er hatte augenscheinlich seit Monaten beinahe von nichts mehr gelebt und durchglüht vom Feuer des Genies trotz Armuth, Hunger und Elend unermüdlich gearbeitet, um die Preise, zusammen im Belaufe von zweitausend vierhundert Thalern, zu erlangen, hatte sich dann schwach und krank in das Gewandhaus geschleppt um alle Preise davonzutragen und—zu sterben. Kann die Geschichte der Arbeit und des Genies und deren Belohnung ein traurigeres Kapitel aufweisen?

Dundee, Mich., 7. Juli. Die große Mehlmühle von Parton und Stowell brannte gestern nieder. Verlust $15,000.

Eine achtfache Kindsmörderin.

Petersburg, Ende Mai.

Unsere juristischen Kreise waren vor Kurzem in einer ungewöhnlichen Aufregung über einen in den Annalen der Gerichtspraxis seltenen Fall. Aus Finnland kam die schauerliche Nachricht, daß dort auf dem Landgute Nummis, 80 Werst von Helsingfors entfernt, eine Muter ihre acht Kinder erwürgt habe. Viele Petersburger, darunter die Correspondenten der großen hiesigen Blätter, reisten dahin, um der an Ort und Stelle anberaumten Gerichtsverhandlung beizuwohnen.

Angeklagt erscheinen vor den Assisen ein bildschönes Mädchen von 24 Jahren, Alexandra Mikaelsdochter, und ein 63jähriger Greis, Sederberg mit Namen. Sederberg, ein Mann von athletischem Gliederbau, der trotz seines hohen Alters sehr rüstig aussieht, ist Besitzer des Landgutes Fummis, verheirathet und Vater mehrerer erwachsener Söhne. Sein Leumund bei den Nachbarn ist nicht der beste; man sagt, daß keine Frau vor ihm sicher sei, und daß er namentlich den zahlreichen Dienstmädchen auf seinem Landgute nachstellte. Alexandra Mikaelsdochter kam zu ihm in Dienst noch als Kind — zuletzt war sie „Schlüsselbewahrerin" — und seit ihrer frühesten Jugend unterhielt sie mit ihm ein intimes Verhältniß. Die Folgen hiervon blieben nicht aus. Alexandra wurde Mutter und gebar im Laufe der Jahre acht Kinder — die sie alle umgebracht hat.

Die Entdeckung dieses schauerlichen Verbrechens geschah ganz zufällig. Mägde rieben in dem sogenannten Milchhause auf Nummis den Fußboden und bemerkten an einigen Stellen Blutflecken, die sich bei näherer Besichtigung auch auf der Wand fanden und nach einer in dem Gemache stehenden Commode führten, an der ebenfalls Blutspuren sichtbar waren.

Schrecken und zugleich Neugierde erfaßte die Töchter Eva's, und von dunklen Ahnungen getrieben, machten sie sich daran, zu untersuchen, was da wohl verborgen sei. Das Schloß eines der Laden gab nach, und die erstaunten Blicke der Mägde fielen auf den Leichnam eines neugebornen Kindes, der in einer irdenen Milchschüssel lag; daneben befand sich ein blutiges Küchenmesser. Sie machten Lärm und bald erschien der „Landsmen" (Polizeibeamte), und hierauf auch die Gerichts-Commission. In's Gefängniß gebracht, erkrankte Alexandra bedenklich, und es wurde der Pastor zu ihr geschickt, um ihr Trost zu spenden. Diesem gestand sie in der Beichte, daß das gefundene Kind ihr gehöre und daß sie es umgebracht habe. Außerdem habe sie schon früher sechs ihrer Kinder aus der Welt geschafft, die man auf dem Dachboden verscharrt finden würde. In Folge der Aufforderung des Pastors wiederholte sie dieses Geständniß der Gerichts-Commission gegenüber; man suchte nach und fand in der That sechs Kinder Skelette auf dem Dachboden verscharrt. Bei der hierauf folgenden Gerichtsverhandlung gestand Alexandra einen weitern Fall ein, den sie noch auf dem Gewissen hatte; auch hier wurde das Skelett an den bezeichneten Orte verscharrt aufgefunden, und es ergab sich also, daß sie im Ganzen acht Kinder umgebracht habe.

Als Vater dieser Kinder bezeichnete sie den Grundherrn Sederberg. Ruhig, mit lispelnder, aber fester Stimme gab sie an, sie habe die Kinder aus der Welt geschafft, weil es ihrer Mädchenehre nicht erträglich war, Mutter zu sein. Sie sagte dies so naiv und mit so vieler Ueberzeugung, daß sich jeder versucht fühlte, zu glauben, daß sie, um ihre Ehre zu wahren, nicht anders handeln konnte, als die Kinder zu erdrosseln.

Alexandra Mikaelsdochter machte überhaupt den besten Eindruck auf das Publikum; der Correspondent des „Rußky Mir" schildert sie in schwungvollen Worten als ein seltenes Bild vollendeter weiblicher Schönheit: schlank von Körperbau, ohne gerade schwach zu sein, eine Blondine mit reichen, goldglänzenden Haaren, ein Madonnengesicht von tadellosem Ebenmaß, das große dunkelblaue Auge mit einem unvergleichlichen Aufschlage von Liebreiz, die ganze Erscheinung unwillkürlich Vertrauen erweckend und gleichsam nur dazu erschaffen, um einem Maler als Modell zu einem der schönsten Portraitköpfe zu sitzen. Das Gericht sprach ein strenges Verdict über Alexandra, es verurtheilte sie zu fünfundsechzigjähriger Festunsstrafe.

Der Grundherr Sederberg machte im Gegentheile zu dem Opfer seiner Lüste einen durchaus abstoßenden Eindruck auf die Anwesenden. Ruhig saß er vor den Assisen denn er wußte, daß gegen ihn nicht das zur Herstellung des Schuldbeweises der Theilnahme an dem Verbrechen nöthige Material aufgebracht werden würde.

Noch ein zweites Opfer seiner Nachstellungen war gegen ihn als Belastungszeuge aufgetreten, Eva Nümes, ein junges Mädchen von 16 Jahren, die gleichfalls auf Nummis als Magd diente, wohin sie schon mit 12 Jahren gekommen. Auch sie verfiel bald dem alten Wüstling und fröhnte seinen Lüsten bereis 4 Jahre hindurch, wobei sie, wie sie sagt, „Gott schützte, daß es keine Folgen hatte." — Sederberg wurde von der Mitschuld an dem Verbrechen des Kindsmordes losgesprochen, dagegen erwiesenen sträflichen Verhältnisses mit Eva Nümes zu achtundzwanzigtägiger Arreststrafe bei Wasser und Brod verurtheilt, wie es nach den finnländischen Gesetzen in solchen Fällen für Verheirathete bestimmt ist.

Neue amerikanische Methode, Aepfel aufzuwahren.

Fein gemahlener Gyps hat sich durch vielfache Erfahrungen als ein vortreffliches Mittel erwiesen, um Aepfel einen längern Zeitraum gut und in vollem Wohlgeschmack aufzubewahren. Der immerhin ziemlich bedeutende Aufwand an Arbeit und Material läßt es gerathen erscheinen, daß man nur gute, werthvolle Früchte dazu verwendet, die vollkommen ausgereift, trocken und unbeschädigt sein müssen. Ist ihre Schale mit einem feuchten oder klebrigen Hauche bedeckt, so wische man sie mit einem trockenen Tuche ab, daß wird Einem die Mühe ersparen, sie beim Herausnehmen mit größerer Schwierigkeit reinigen zu müssen, da an der vorher glatt geriebenen Schale der feine Gypsstoff nicht fest haftet, als wenn dieselbe feucht, klebrig und rauh war beim Einpacken.

Nunmehr bringt man auf den Boden des Gefässes, das man zum Einmachen bestimmt, einer Kiste, eines Fasses, welches man durch ein paar untergelegte Querhölzer noch vor der direkten Berührung des vielleicht feuchten Fußbodens des Kellers schützt, eine etwa zollhohe Schichte Gyps, legt auf diese die Aepfel regelmäßig, mit den Stielen nach oben und so, daß keiner den andern direkt berührt, doch aber der Raum gut wahrgenommen wird, und füllt, nachdem eine Lage vollendet ist, so viel Gyps darüber, bis die Zwischenräume gefüllt und die Früchte gleichmäßig bedeckt sind, worauf man wieder eine neue Lage Aepfel aufbringt und damit fortfährt, bis das Gefäß voll oder die Früchte alle verpackt sind. Der Gyps wirkt dabei rein mechanisch durch Ausschluß des Druckes der einzelnen Früchte auf einander, der Feuchtigkeit und besonders der Temperatur-Veränderungen der äußeren Atmosphäre, und halten sich in dieser Weise conservirte Aepfel frisch und wohlschmeckend bis in's Frühjahr. Ein trockener Keller oder eine frostfreie Kammer ist der beste Platz, die Gefässe aufzustellen.

Der deutsche Kronprinz in Lebensgefahr.

Der deutsche Kronprinz befand sich Sonntag früh in einer großen Lebensgefahr—so erzählt die Berliner Volkszeitung vom 8. Juni. Auf einer Spazierfahrt vom Neuen Palais nach dem Wildpark und dessen Umgegend begriffen, wobei der Bahnkörper der Berlin-Potsdamer Eisenbahn bei Bude No. 44 (Wildpark) passirt werden mußte, war der erste Wagen des Hofes bereits über den Bahndamm hinweg, als der Bahnwärter hinter demselben die Barriere schloß, ohne zu sehen, daß der Wagen, in welchem der Kronprinz saß, folgte. So stand nun der Wagen des Kronprinzen auf dem Bahnkörper vor der geschlossenen Barriere, während von Potsdam aus der Personenzug, welcher um 7½ Uhr die Station Wildpark zu passiren hat, heranbrauste. Der Maschinist des Zuges sah die schreckliche Situation und that alles Mögliche, den Zug zum Halten zu bringen. Der Kronprinz sprang aus dem Wagen und der Kutscher trieb die Pferde mit Peitschenhieben gegen die geschlossene Barriere, so daß er, diese glücklich zertrümmernd, passiren konnte. In diesem Augenblick brauste der Zug vorüber. Die Untersuchung ist im Gange. — Dazu bringt die Kölnische Zeitung die folgende Berichtigung: Der Kronprinz kehrte Samstag Abend um 6 Uhr von seiner Ausfahrt zurück. Der Wagen mit den kronprinzlichen Kindern fuhr voraus. Letzterer passirte ungehindert die Wildpark-Station, der kronprinzliche Wagen folgte. Die mit einem Drahtzug lenkbare Barriere war geschlossen wegen eines kommenden Zuges, so daß der kronprinzliche Wagen auf der Bahn und vor geschlossener Barriere stand. Das Oeffnen der Barriere gelang jedoch noch vor Ankunft des Zuges, ohne daß der Kronprinz den Wagen verließ oder die Pferde die Barriere zertrümmerten.

Leipzig. Der erste allgemeine deutsche Gastwirthstag, der vom 19. bis 21. v. M. hier abgehalten wurde, war von ca. 700 Gastwirthen aus allen Theilen Deutschlands besucht. Indem wir uns über die Verhandlungen selbst ein Referat vorbehalten, führen wir aus dem Commersliede das am Dienstag Abend in der großen Leipziger Centralhalle vom „Zöllnerbund" vorgetragen wurde, folgende zwei Strophen an:

„Pio none möchte fahren
Aus der Haut, denn das Gebahren
Bismarcks ist ihm doch ein Gräuel.
Drum will Pius noch versuchen
Täglich ein paar Schnitte fluchen
Für des Kanzlers Seelenheil.

Leider ist es jammerschade,
Daß der Fürst, weil er malade
Hier nicht weilt beim Festgelag.
Als Varziner Branntweinbrenner
Zählt er ja als alter Kenner
Mit zum deutschen Gastwirthstag.

Polnisch-Preußen.

In der schönen Kassubei erzählt man sich folgende schöne Geschichten über Bismarck. Die erste: Eines Abends bei hellem Mondschein geht Bismark an einer katholischen Kirche in Berlin sinnend auf und ab. Es tritt ein Mann zu ihm und sagt: „Was machst Du hier?" — Der Mann trug eine Hahnenfeder und hatte einen Pferdefuß, wie es dem leibhaftigen Gottseibeiuns zukommt. —Bismark antwortete: „Ich denke nach, wie ich diese Kirche zerstören könnte." Da bricht der Teufel in ein Gelächter aus: „Stehe davon nur ab, schon seit 18 Jahrhunderten rüttele ich an der Kirche und kann nicht einen Stein losbekommen; Du wirst auch nichts ausrichten." Sprachs und verschwand, Bismarck aber ging mißvergnügt nach Hause. — Eine zweite: Ein Gardist soll aus Berlin Folgendes geschrieben haben: Als mehrere Bischöfe gefänglich eingezogen waren und sich Unruhen merklich machten, befürchtete Bismarck einen Religionskrieg und ließ die evangelischen und katholischen Bewohner Preußens nachzählen, um zu sehen, ob die ersteren den letzteren gewachsen wären. Die Zahl stellte sich gleich hoch (!) heraus. Nun ging Bismarck an einen Wachtposten heran und fragte, welcher Religion er angehöre. Der Mann war evangelisch. Nun fragte Bismarck weiter: „Wie viel Katholiken würdest Du niederhauen?" Der Mann antwortete: „Die Katholiken sind schlimme Leute, ich hätte genug mit einem zu thun." Danach geht Bismarck zum zweiten Posten, einem Polen resp. Katholiken und fragt: „Wie viel Evangelische würdest Du bezwingen? Dieser erwidert: „fünf". Nun läßt Bismarck fünf evangelische Gardisten und diesen Polen zum Losschlagen kommandiren. Der Pole schlägt drei Deutsche todt und zwei entliefen, wofür sie wegen Feigheit standrechtlich erschossen wurden. Darauf aber wird Bismarck—krank.— Eine dritte Geschichte: Die Tochter des Fürsten Bismarck ist dieser Tage katholisch geworden und wird ins Berliner Kloster gehen, um hernach das Heilige zwischen Gott und ihrem Vater zu vermitteln, damit dieser der ewigen Verdammniß entgehe. Dieser Unsinn geht nicht allein von Mund zu Mund, sondern er wird auch inbrünstig geglaubt....

Die Darmstädter Hofbühne und der Großherzog.

Von einer süddeutschen Hofbühne, deren idyllisches Treiben schon oft Gegenstand ergötzlicher Mittheilungen war, schreibt man einige hübsche Erlebnisse der Wiener Hofopernsängerin Frau Ehnn. Es handelt sich um das Darmstädter Theater, dessen Leitung der Herr Großherzog, wie Jeder weiß, mit patriarchalischer Würde sich angelegen sein läßt. Nicht blos das Ballet, dem er seit jeher besondere Sorgfalt widmet, auch Oper und Schauspiel erfreuen sich landesväterlicher Fürsorge. Nun erzählt unser Correspondent: „In der Regel beginnen unsere Vorstellungen in der heißen Saison um halb 7 Uhr, und dieser Tage war auch „Figaro's Hochzeit" mit Frau Ehnn-Sand als Cherubin für jene Stunde angesetzt, als plötzlich ein Bote bei der Sängerin mit der Meldung erschien, Se. königliche Hoheit der Großherzog sei heute etwas schläfrig, weßhalb die Oper schon um 6 Uhr beginnen werde. Das geschah auch, aber — vor leeren Bänken, da die biederen Darmstädter, welche von der Schläfrigkeit ihres geliebten Landesvaters keine Ahnung hatten, erst um halb 7 Uhr im Theater erschienen. Einige Tage später befahl der Großherzog die „Favoritin" mit Fräulein Ehnn. Daß sich der hessische Monarch während der Oper ein gebratenes Huhn mit Rothwein in die Loge kommen ließ und das improvisirte Mahl mit Musik und Appetit verzehrte, sei nur beiläufig erwähnt, merkwürdiger ist, daß nach dem Schlusse der Vorstellung der Landesherr noch in langer Conferenz mit seinem Intendanten Dr. Werther verweilte und dadurch die Abreise der Frau Ehnn mit dem nächsten Bahnzuge verhinderte. Einer alten Verordnung zufolge darf nämlich in Darmstadt kein Wagen das Theatergebäude verlassen, bevor nicht der Großherzog den seinigen bestiegen. Da es in Strömen regnete und der loyale Kutscher den Drohungen des Herrn Sand mit einem Hinweise auf die allerhöchste Ungnade lebhaften Widerstand entgegensetzte, mußten die Wiener Gäste gute Miene zum bösen Spiel machen und die Abfahrt des Großherzogs abwarten!" Es ist unter solchen Umständen immerhin ein Glück zu nennen, daß es dem Großherzog nicht beifiel, diesmal im Theater zu übernachten, weil dann die guten Darmstädter sammt den guten Frankfurtern, welche mit Extrazügen in den hessischen Kunstbereich zu fahren pflegen, auf ihren Sperrsitzen das Nachtlager hätten aufschlagen müssen.

Daß selbst der fanatische Urheber des Temperenzgesetzes von Indiana, Baxter, ein heilloser Heuchler ist, geht auch aus folgender Notiz in dem „Telegraph" von Indianapolis hervor: In Richmond, Ind., dem Wohnorte Baxters, wird über ihn folgende Geschichte erzählt, für deren Wahrheit sogar einige dortige Prominente einzustehen gewillt sind. Er soll in regelmäßigen Zwischenräumen ein Fäßchen Essig von Cincinnati erhalten haben, welches stets auffallend sorgfältig verpackt, nämlich in Sackleinwand eingenäht war. Eines schönen Tages nun sei in einem der Bahnbeamten, der dem „Honorable" nicht recht traute, die Neugierde erwacht, und, die Sackleinwand an der richtigen Bodenseite lose machend, habe derselbe den Bundesstempel, der alle Schnapsfäßlein ziert, am Spundloche entdeckt. Ob er seine Forschungen bis auf den Inhalt des Fäßleins ausgedehnt hat oder nicht, darüber schweigt die Geschichte.